

Sturm der Gefühle

SCHOA Als Kinder traumatisiert: Wie Überlebenden geholfen werden kann

VON HEIDE SOBOTKA

In diesem Artikel werden einige Namen fehlen, Bilder von Personen nicht gezeigt und nur Bruchstücke von Schicksalen zur Sprache kommen. Denn die Menschen, die von Sonntag bis Mittwoch in das jüdische Gemeindezentrum Frankfurt zur Tagung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWSt) »Nach dem Überleben. Psychosoziale und medizinische Auswirkungen der Schoa auf die Generation der Child Survivors« kamen, benötigen einen besonderen Schutz. Sie haben während der Schoa Verfolgung, Demütigungen und Verwundungen als Kinder erlebt. Die anderen im Saal sind Therapeuten, Sozialpädagogen.

AUSBRUCH Fast zwei Tage sind vergangen, der amerikanische Psychotherapeut David Pelcovitz hat seinen Vortrag zu talmudischen Stellen, die traumaähnliche Zustände und Hilfsmöglichkeiten ansprechen, beendet und beantwortet Fragen. Als Letzte meldet sich eine kleine Frau mit weißen, kurzen gelockten Haaren. Sie ist mit ihrer Schwester gekommen. Diese sitzt im Rollstuhl und während ihre Schwester ohne Atempause erzählt, weint sie. Wie ein Sturm bricht es aus der Erzählerin heraus: »Wir sind in Rumänien aufgewachsen und heute 82 Jahre alt.« Sie kamen nach Auschwitz, bei der Selektion haben sie ihre Mutter zum letzten Mal gesehen. Ihre Sätze auf Jiddisch sind kurz. Mit dem Mikrofon weist sie einmal nach rechts, einmal nach links. In die Richtung, wo sich Frauen und Kinder oder die Arbeitsfähigen aufreihen sollten. Die Schwestern sollten überleben, um zu arbeiten. Dann wählte sie Josef Mengele für seine Zwillingsforschung aus. Sie schlafe kaum, nachts stehe sie im Traum wieder an der Rampe und sähe ihre Familienmitglieder. Erschöpft endet sie nach zehn Minuten: »So, das ist mein Leben«, wirft sie den Zuhörern hin.

Die Geschichte der Schwestern erschüttert das Publikum.

Die Menschen im Saal kennen viele Geschichten, die eigene oder die, die ihre Patienten erlebten. Sie wissen kaum, wie sie dieser Wucht der Worte begegnen sollen. Noemi Staszewski vom Treffpunkt für Überlebende der Schoa und ihre Familien hat der Frau den Arm um die Schulter gelegt, bittet sie, sich hinzusetzen, zur Ruhe zu kommen. David Pelcovitz dankt ihr, doch er antwortet auf Englisch. Das möchte sie nicht hören. Martin Auerbach springt ein und übersetzt ins Jiddische. Das findet sie gut. Freuen kann sie sich nicht.



Auch in Ruanda will man wissen, wie man Opfern des Völkermords helfen kann.

GEFAHR Als Dreijährige in einem Korb von schmutziger Wäsche versteckt, immer mit der Angst, keinen Laut von sich geben zu dürfen, um nicht entdeckt zu werden. Versteckte hinter einem Kleiderschrank, ein ständiges Umherziehen, Überleben in selbst gebauten Bunkern im Wald, die Erinnerungen der Kinder, die überlebt haben, und heute 70 oder 80 Jahre alt sind, haben ihr Leben geprägt. Ein Phänomen, das beantwortet, warum man sich auch

von klinischer Seite her erst so spät um Kinder als Überlebende gekümmert hat. Mit dem Ausscheiden aus dem Berufsleben, mit dem Weichen der Alltagsbewältigung, verstärken sich die Lebenserinnerungen und drängen sich den Überlebenden auf, erklärt Andreas Kruse vom Institut für Gerontologie an der Uni Heidelberg.

Mit ihren Traumata gehen die Menschen unterschiedlich um. In der Altersforschung hat sich Kruse mit den Merkmalen von

Identität beschäftigt und dabei festgestellt, dass Menschen, die sich über ein mitverantwortliches Leben definieren, ihre Erlebnisse in positive Energie umwandeln können. Es motiviert sie, wenn sie ihre Erfahrungen als Zeitzeugen weitergeben, wenn jüngere ihre Geschichte hören möchten.

ZUSAMMENARBEIT Selbst für das Fachpublikum ist diese These neu und ein interessanter Ansatzpunkt. Martin Auerbach, Klinischer Direktor von Amcha Jerusalem, stellt eine Ähnlichkeit zwischen Kruses Ergebnis mit seiner eigenen These von der posttraumatischen Reifung fest. Ergebnis der Tagung, beide wollen sich über diesen Ansatz beraten. Wie überhaupt diese Tage dazu dienen, von und miteinander zu lernen, auch über das spezielle Thema der Kinderüberlebenden hinaus. So war unter anderen auch Jean de Dieu Mucyo aus Ruanda gekommen, der Vertreter des dortigen nationalen Komitees für den Kampf gegen den Genozid. Auch sein Wissensgebiet sind traumatische Erfahrungen.

Die Tagung dient dem Verstehenlernen, um Hilfe anbieten zu können.

Wie Traumata entstehen, welche politischen Hintergründe die Verfolgung der Juden vor allem in den osteuropäischen Ländern zuließen, welche Hilfskonzepte es gibt, dazu versuchte die Tagung Antworten zu geben. »Der Bedarf ist groß«, hatte Benjamin Bloch, Direktor der ZWSt zu Beginn festgestellt. 119 Fachleute, Betroffene und Familienangehörige nahmen teil. Und die Schmerzen der Holocaustüberlebenden werden sich bei ihren Kindern fortsetzen. Bloch illustriert dies mit der Geschichte eines Mädchens, das sich mit Filzstift eine Nummer auf den Arm schreibt, weil es wie seine Eltern auch eine haben wollte.

Solche Tagungen sind wichtig, denn sie können den Betroffenen Hilfestellungen anbieten. »Wir dürfen uns aber nicht einbilden, dass wir wirklich etwas verändern können«, sagt eine Sozialpädagogin. Nein verändern oder gar heilen nicht, dafür sind die Schicksale zu verschieden. Feste Therapien und Strategien lassen sich hierbei nicht entwickeln, dessen sind sich die Fachleute einig, doch wie dringend diese Treffen, das Vernetzen ihres Wissens sind, zeigen schon die Fragen, deren Antworten auf ein anderes Mal verschoben werden müssen. Auf eine weitere Tagung, von der die ZWSt hofft, dass sie wiederum finanziell von der Aktion Mensch, der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft unterstützt und von der FH Erfurt und dem Sozialwissenschaftler Doron Kiesel moderiert wird, wie bei diesem Mal.

Ein verlorener Schuh im Wald

Kinder, die den Holocaust überlebten, sind heute alte Leute. Und oft kehren im Alter die schlimmen Erinnerungen wieder. Doch auch viele Kinder der Überlebenden leiden unter einem Trauma.

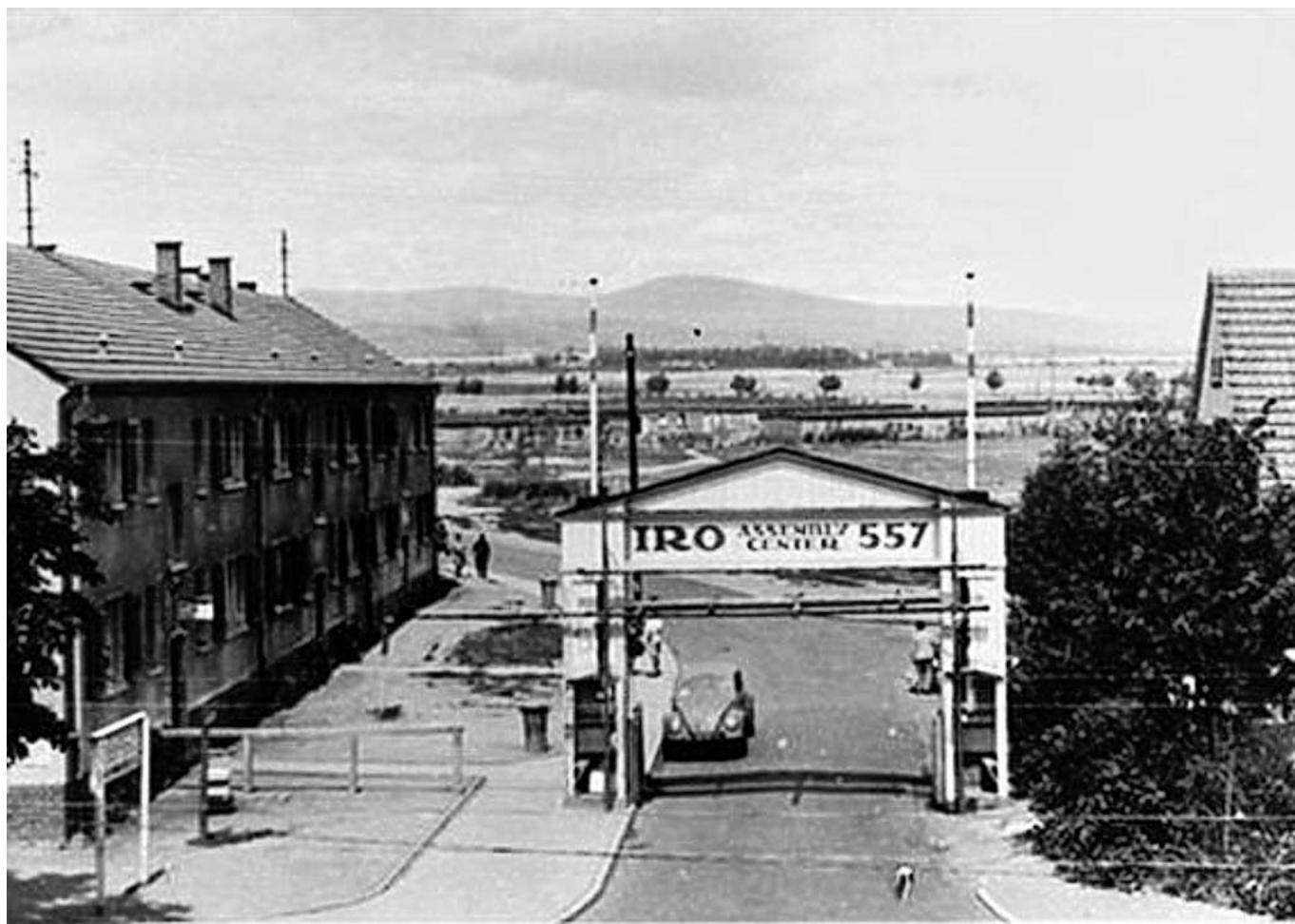
Von Hans Riebsamen

Geblieben sind Erinnerungsfetzen: Essen, das unter einem Schrank hindurchgeschoben wird; Füße, die auf einer Treppe vorbeilaufen; ein Schuh, verloren im Wald auf der Flucht. Rachel Seligmann (Name von der Redaktion geändert) war damals ein kleines Mädchen, nicht einmal vier Jahre alt.

Die Geschichten zu den Bildern hat ihr später die Mutter erzählt. Wie die Deutschen im Städtchen Boryslaw – das damals zu Polen gehörte und heute in der Ukraine liegt – eine Razzia veranstalteten und die Mutter ihre Tochter in einem Wäschekorb versteckte. Wie eine ehemalige Angestellte die Familie für einige Tage aufnahm und für sie ein Versteck hinter einem Schrank einrichtete. Wie sie unter einer Treppe saßen und hofften, nicht entdeckt zu werden. Wie sie panisch durch den Wald flüchteten, als sie das Gebell von Hunden einer deutschen Patrouille hörten.

Ihren beiden Töchtern hat Rachel Seligmann jahrelang nichts von ihrer Verfolgungsgeschichte erzählt. „Ich wollte sie schützen.“ Sie selbst aber denkt bis heute fast jeden Tag an die schlimme Zeit, als sie und ihre Familie ums Überleben kämpften. Der Vater hat es nicht geschafft, er wurde von ukrainischen Milizionären, die mit den Deutschen kollaborierten, erschlagen. Auch der Bruder verlor sein Leben. Wenige Tage bevor die Rote Armee einrückte, versuchte er, vor der Deportation zu fliehen – auf dem Bahnhof von Boryslaw wurde er erschossen. Die Schwester überlebte, weil sie rechtzeitig Richtung Osten auf nicht besetztes Gebiet geflohen war.

Menschen wie Rachel Seligmann nennt man Kinder-Überlebende. Von den



Nach dem Schrecken: Viele Holocaust-Überlebende strandeten zunächst in einem DP-Lager wie hier in Zeilheim. Foto TU Darmstadt

schätzungsweise 40 000 Holocaust-Überlebenden in Deutschland sind ungefähr 30 000 solche „Child Survivors“. Nun, da die meisten aus der Elterngeneration gestorben sind, stellen sie auch weltweit die Mehrheit der etwa 500 000 noch lebenden Holocaust-Opfer. Sie, die damals als Kinder und Jugendliche die Lager und Gettos ertragen mussten, sind mittlerweile alle im Rentenalter – und häufig allein.

Ihre Familien oder zumindest Teile davon haben sie in Gaskammern oder auf Todesmärschen verloren. Ihre eigenen Kinder sind erwachsen, das Arbeitsleben zu Ende. Die Zeit, da sie sich auf ihren Beruf und die Familie konzentrierten mussten, ist vorüber. „Jetzt kehren die Erinnerungen zurück“, berichtet die Psychoanalytikerin Karin Gässler, die Überlebende behandelt. Bei vielen werde im Alter die Abwehr der Bilder von den schrecklichen Geschehnisse in ihrer Jugend fragiler.

In Frankfurt können Überlebende der Schoa in einem 2002 vom jüdischen Sozialverband „Zentralwohlfahrtsstelle“ eingerichteten Treffpunkt im Westend über ihre Erinnerungen sprechen, mit Schicksalsgenossen, aber auch mit Therapeuten. Durchschnittlich 50 Männer und Frauen nutzen jede Woche das Angebot, das auch Hilfe bei Alltagsproblemen umfasst. Die meisten sind älter als 80 Jahre. Leiterin Noemi Staszewski und ihre Mitarbeiter vermitteln zum Beispiel Haushaltshilfen oder helfen in bürokratischen Angelegenheiten. Nach dem Frankfurter Vorbild sind auch in anderen Städten ähnliche Treffpunkte aufgebaut worden oder werden gerade eingerichtet.

Soziale Isolation ist eines der großen Probleme, unter denen Holocaust-Überlebende leiden. Viele hatten ihr Leben lang wenig Kontakt zu nichtjüdischen Menschen ihrer Generation – denn sie konn-

ten sich nie sicher sein, ob da nicht ein Täter vor ihnen stand.

Rachel Seligmann hat ein normales Leben geführt. Sie studierte Sozialarbeit, arbeitete in verantwortlicher Position bei einer jüdischen Organisation in Frankfurt, zog zwei Kinder groß. Dies alles ohne viel Nachdenken, wie sie sagt. Die Opferrolle hat sie nie angenommen: „Ich wollte nicht, dass Angst mein Leben bestimmt.“ Geholfen hat ihr, dass ihre Mutter und ihre Schwester auch überlebt haben. Rachel Seligmann erreichte 1950 das gelobte Land Israel. Ihrem Mann zuliebe, der deutscher Jude war, ist sie dann 1958 nach Deutschland gekommen. Die Töchter haben nicht viel gefragt nach ihren Holocaust-Erlebnissen, und sie hat nicht viel erzählt.

Das ist nicht untypisch für Familien von Überlebenden, wie sich auf einer Tagung zum Thema „Child Survivor“ im jüdischen Gemeindezentrum zeigt. Doron

Kiesel, der dort ein Podiumsgespräch mit Holocaust-Überlebenden und Kindern von Opfern leitet, spricht von einer „doppelten Mauer“: Eltern, die nicht reden, und Kinder, die nicht fragen wollen.

Jakob Horowitz aus einem Ort nahe Lodz ist durch Buchenwald und Theresienstadt gegangen. Er hat schon von seinen Erlebnissen erzählt, als seine Tochter noch klein war. Horowitz spricht vom „Zwang zu erzählen“, der ihn getrieben habe. „Man muss von Generation zu Generation sagen, was war.“ Der Vater habe zu früh und zu offen erzählt, sagt dagegen die Tochter Pava. Für sie sei das als Kind eine enorme Belastung gewesen, sie habe unter Alpträumen gelitten. Und doch habe des Vaters Offenheit auch dazu geführt, dass sie eine „Nicht-Schweigerin“ geworden sei. Und zu einer bewussten Jüdin.

Holocaust-Überlebende haben traumatische Erfahrungen gemacht. Manche, wie Rachel Seligmann etwa, schützten sich selbst und ihre Kinder durch Schweigen. Andere versuchten, das Trauma durch Erzählen zu meistern. Jeder Überlebende, so sagt die Analytikerin Gässler, musste seinen eigenen Weg finden. Ihr Kollege Kurt Grünberg, der im Frankfurter Treffpunkt für Überlebende praktiziert, ist zur Überzeugung gelangt, dass Reden nicht immer das Beste ist. „Es gibt nicht den falschen oder den richtigen Weg“, sagt er.

Besonders schwierig ist für Überlebende das öffentliche Erzählen. Rachel Seligmann hat es, in einer geschützten Form, zum ersten Mal Mitte der neunziger Jahre vor einer Kamera der vom amerikanischen Filmregisseur Steven Spielberg gegründeten Shoah Foundation getan, die systematisch Berichte von Überlebenden aufgezeichnet hat. Wie sie hat auch die Mutter von Anita S. lange geschwiegen. Als sie sich vor einem Jahr endlich alles von der Seele redete, konnte die Tochter das nicht ertragen und brach psychisch zusammen.

Auch das ist kein Einzelfall. Viele oder vielleicht sogar die meisten Kinder von Überlebenden leiden unter dem Schicksal ihrer Eltern. Sie werden häufig geplagt von Schuldgefühlen und Scham. Und sogar die Enkelkinder bleiben nicht verschont, wie Anita S. auf der Tagung berichtete. „Ich glaube nicht an ein Ende des Schreckens“, sagt denn auch Analytiker Grünberg. Der Holocaust bleibe auch für die nachfolgenden Generationen eine Last. (Siehe Seite 64.)

Gegen Gewalt in häuslicher Pflege

Familienrechtlerin kritisiert Kontrolle als unzureichend

Um alte Menschen, die von Angehörigen zu Hause gepflegt werden, besser vor Gewalt oder Vernachlässigung zu schützen, hat die Frankfurter Familienrechtlerin Gisela Zenz mehr Kompetenzen für Familien- beziehungsweise Betreuungsgerichte gefordert. „Wir brauchen wie beim Kinderschutz Stellen, die mit staatlicher Autorität in Familien gehen können, um Hilfen vermitteln und notfalls anordnen zu können.“ Mit der Vorbereitung eines entsprechenden Bundesgesetzes müsse sich eine Arbeitsgruppe befassen, sagte sie am Mittwochabend in einer Veranstaltung des Forums Alterswissenschaften und Alterspolitik der Goethe-Universität in der BHF-Bank. Deren Stiftung finanziert die Professur für Interdisziplinäre Alterswissenschaften an der Universität.

Zenz sagte, Schätzungen zufolge werden elf bis 14 Prozent der Pflegebedürftigen, die zu Hause durch Angehörige versorgt werden, vernachlässigt oder gar misshandelt. Das wären in Frankfurt zwischen 880 und 1120 Menschen. Der aktuellen städtischen Statistik zufolge – sie basiert auf Zahlen aus dem Jahr 2007 – werden rund 8000 Menschen von Angehörigen oder anderen, nicht als Pflegekraft ausgebildeten Personen betreut. Das ist knapp die Hälfte aller Pflegebedürftigen in der Stadt. Die anderen werden je zu einem Viertel von einem ambulanten Pflegedienst oder in einem Pflegeheim versorgt.

Zenz zufolge leiden Menschen beispielsweise unter körperlicher Misshandlung, der Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit, auch mittels Medikamenten, und einer mangelhaften medizinischen Versorgung. Derzeit bestehende Kontroll- oder Eingriffsmöglichkeiten hält sie für unzureichend. So seien etwa die Betreuungsgerichte nicht ausreichend besetzt und darüber hinaus lediglich für verwirrte Pflegebedürftige zuständig. Vergehen strafrechtlich zu verfolgen könne zwar sinnvoll sein, allerdings gebe es kaum Anzeigen. Angehörige zu bestrafen trage außerdem nicht zur Lösung der kritischen Situation bei.

Wenn Familien- oder Betreuungsgerichte besser als bisher tätig sein könnten, dann könnten Angehörige beispielsweise dazu verpflichtet werden, die Pflege regelmäßig kontrollieren zu lassen oder Familienhelfer in die Wohnung zu lassen.

Als positiv wertet Zenz, dass es in Frankfurt Notbetten für Pflegebedürftige gibt, wenn akute Gefahr droht. Dazu hat das Jugend- und Sozialamt einen Vertrag mit dem Frankfurter Verband für Alten- und Behindertenhilfe abgeschlossen. Dieser Träger hält in seinen Einrichtungen Betten je nach Bedarf vor. „So können die Betroffenen sehr schnell wieder ordnungsgemäß versorgt werden“, sagt Karin Kühn, Fachbereichsleiterin Soziales im Jugend- und Sozialamt. Wenn Nachbarn auf Fälle von Gewalt oder Vernachlässigung aufmerksam würden, sollten sie das zuständige Sozialrathaus informieren.

Zenz plädiert dafür, ein Recht auf gewaltfreie Pflege gesetzlich festzuschreiben, analog zum Recht von Kindern auf eine gewaltfreie Erziehung, wie es im Bürgerlichen Gesetzbuch stehe. Das empfiehlt auch der hessische Landespräventionsrat, dem Zenz angehört. Ein solcher Schritt diene überdies der Bewusstseinsbildung, sagte die Juristin. Sie ist auch dafür, dass es – ähnlich wie für vernachlässigte Kinder – Pflegefamilien für hilfsbedürftige alte Menschen geben sollte. Sie weiß freilich um die Grenze der Analogie zwischen Kinderschutz und dem Schutz Pflegebedürftiger: die Autonomie des Erwachsenen. Gegen dessen Willen könnten Maßnahmen nur in einem eng begrenzten Rahmen ergriffen werden. Es müsse aber mindestens eine Beratung geben, um Lösungen in Konfliktsituationen zu finden.

Für wichtig erachtet sie dabei auch die Pflegestützpunkte, sofern dort nicht nur beraten, sondern auch Hilfen vermittelt würden. In Hessen gibt es nach Auskunft des Sozialministeriums zehn Stützpunkte. In Frankfurt soll eine solche Stelle ihre Arbeit im März aufnehmen, wie das Sozialdezernat mitteilt. Geplant sind in Hessen insgesamt 26 Stützpunkte, einer für jede kreisfreie Stadt und jeden Landkreis. *toe.*

Die europäische Dimension des Menschheitsverbrechens

Vorpremiere des Films „Die Kinder von Paris“ / Claims Conference macht auf Not von Holocaust-Überlebenden aufmerksam

Etwa 11 000 Entschädigungsanträge von Holocaust-Opfern haben in den vergangenen Jahren die in Frankfurt ansässige Opferorganisation Jewish Claims Conference erreicht. Die Überlebenden sind auch in Frankreich mittlerweile in ihrer Mehrzahl „Child Survivors“, wie im internationalen Sprachgebrauch jene Opfer heißen, die als Kinder in die Vernichtungslager oder Gettos gebracht wurden. Von den 4000 jüdischen Kindern aus Paris, die am 16. Juli 1942 nach einer Razzia zusammen mit 9000 Erwachsenen in der Radsportarena Vélodrome d'Hiver fünf Tage eingepfercht worden waren, zählt mit Ausnahme von Joseph Weismann keiner dazu – denn sie sind alle in den Vernichtungslagern im Osten getötet worden.

Das Schicksal von Joseph Weismann und jenes der anderen jüdischen Mädchen und Jungen behandelt der Film „Die Kinder von Paris“, der am 10. Februar in den deutschen Kinos anlauft und jetzt in der Caligari Filmbühne in Wiesbaden in Anwesenheit der Regisseurin Roselyne Bosch, des Produzenten Alain Goldman und der historischen Beraterin Beate Klarsfeld vorgestellt wurde. Organisiert hat diese Vorpremiere die Claims Conference, um auf die europäische Dimension des Holocaust aufmerksam zu machen.

Die europäische Dimension – das bedeutet in diesem Fall, dass das Vichy-Regime Mitverantwortung an dem Menschheitsverbrechen trug, weil es während

des Zweiten Weltkrieges Zehntausende von Juden an die deutschen Besatzer ausgelieferte. Dass die Kinder von Paris im Film von französischen Polizisten und Milizionären zusammengetrieben werden, dass sie von Männern in französi-

schen Uniformen in der Radsportarena schikaniert und beraubt werden, das entspricht der historischen Wahrheit. Der Film, so sagte Konrad Matschke, der geschäftsführende Direktor des Deutschlandbüros der Claims Conference, zeige

vorbehaltlos, dass die Deutschen den Völkermord an den Juden in Frankreich ohne die aktive Unterstützung der Regierung des Marschall Pétain und ihrer Vollstreckungsorgane nicht ohne weiteres hätten organisieren können.



„Die Kinder von Paris“ handelt vom Schicksal jener 4000 jüdischen Mädchen und Jungen, die am 16. Juli 1942 bei einer Razzia in der Radsportarena Vélodrome d'Hiver gesperrt wurden. Nur zwei oder drei der Kinder überlebten die Deportation in die Vernichtungslager. Der Film läuft am 10. Februar in den Kinos an.

Foto Constantin-Film

Die Kollaboration war in Frankreich lange ein Tabu – die Beteiligung französischer Stellen am Holocaust noch viel länger. Erst Präsident Jacques Chirac hat sich 1995 zur Mitschuld seines Landes am Völkermord bekannt und betont, dass der französische Staat die Verbrechen des Vichy-Regimes zu verantworten habe. Die Deportationen aus Frankreich, sagte Beraterin Beate Klarsfeld, hätten zwar unter deutschem Befehl stattgefunden, doch 90 Prozent der Juden seien von französischen Stellen verschleppt und zu den Zügen gebracht worden.

Regisseurin Roselyne Bosch und Produzent Alain Goldman sprachen von einer Leerstelle im französischen Kino und im französischen Bewusstsein. Ihr Film ist denn auch in ihrem Heimatland stark wahrgenommen und heftig diskutiert worden. Drei Millionen Zuschauer haben „Die Kinder von Paris“ im Kino gesehen.

Bei der Claims Conference hegt man die Hoffnung, dass sich über den Film die Aufmerksamkeit auch auf das Schicksal der Holocaust-Überlebenden richtet. Viele von ihnen leben Matschke zufolge unter „dramatisch schlechten“ Verhältnissen. Von den etwa 500 000 heute noch lebenden jüdischen Opfern friste die Hälfte ein Dasein unterhalb der staatlichen Armutsgrenze. Vor allem in den Ländern Osteuropas und der früheren Sowjetunion befänden sich fast alle Überlebenden in Not, so Matschke. *rieb.*



„Ich bin ein Fremder hier, aber meine Kinder sollen stolz auftreten“, sagt Jakob Horowitz. Doch in der Jüdischen Gemeinde kennen ihn alle, denn er hat bis vor wenigen Jahren den Jüdischen Friedhof geleitet

ALEX KRAUS

Von der kleinen und der großen Pava

Im Jüdischen Gemeindezentrum sprechen Familien vom Leben der „Child Survivors“, der „kindheitslosen Opfer“

Von Claudia Michels

Schon ihre ausgefallenen Vornamen haben viele Kinder von Holocaust-Opfern auf Fragen gebracht. Pava zum Beispiel. Pava Raibstein hat diesen Namen, weil in ihr die Schwester ihres Vaters Jakob Horowitz weiterleben sollte. Der Frankfurter Horowitz hat in den langen Jahren des Naziterrors einige Gelegenheiten zu sterben überlebt. Seine kleine Schwester Pava aber ist in der Gaskammer des KZ Treblinka ermordet worden.

Der großen Pava, Horowitz' 1959 geborener Tochter, versagte am Mittwoch im Jüdischen Gemeindezentrum die Stimme, als sie erwähnte, warum sie diesen Namen trägt. Pava Raibstein sprach dort als Angehörige der zweiten Opfer-Generation. Es war das Thema des Tages, aus Anlass des heutigen Holocaust-Gedenkens.

Ihr Vater Jakob Horowitz habe sie „sehr offen, sehr früh“ in die Familiengeschichte eingeweiht, darum habe sie auch früh „angefangen zu forschen“. Was das war, mit den Gaskammern, in denen damals die kleine Pava starb: „Ich hatte als Kind Albträume“, sagte Pava Raibstein, geborene Horowitz. Ihr alter Vater auf dem Podium neben ihr dachte nach, warum er damals so früh davon zu sprechen angefangen hatte, er meinte: „Ich konnte nicht anders.“ Und: „Ich litt unter dem Zwang, das

Wissen zu übergeben, für die Zukunft.“ Jakob Horowitz wollte wohl sagen: Für eine bessere Zukunft.

Veranstalterin der Tagung war die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland; erstmals wollte man „mit Hilfe von Biographien Geschichte öffentlich machen“, wie Heike von Bassewitz als Organisatorin informierte. Die „Generation der Child Survivors“, die den Holocaust überlebenden Kinder, standen im Mittelpunkt. Einer wie der polnische Junge Jakob Horowitz (Jahrgang 1929), der der Vernichtung im Ghetto versteckt in einer Gruft entkam. „Kindheitslose“ nannte die Psychologin Miriam Victory Spiegel die Betroffenen. Immer noch brauchten sie „Hilfe, aus ihrem Versteck rauszukommen“, befand die Journalistin Ulrike Holler. Denn die sogenannten Child Survivors, heute zwischen 66 und 84 Jahre alt, gälten nicht als Opfer. Eine Entschädigung habe man ihnen nicht angeboten.

Niemals unbeschwert

Auch die Kinder dieser Kindheitslosen haben „nie eine unbeschwerte Kindheit erlebt“, sagt Pava Raibstein, die heute das Hilfswerk Kinder- und Jugend-Aliya leitet. Ganz gleich, wie der Umgang mit der Geschichte zuhause abließ. Unterschiede lassen schon die Vornamen erkennen. Bei Anita Schwarz zum Beispiel

VERANSTALTUNGEN

Die zentrale Veranstaltung zum Gedenken am heutigen Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz findet mit Ministerpräsident Volker Bouffier um 17 Uhr im Rüsselsheimer Rathaus statt. Es spricht der Direktor des Jüdischen Museums Frankfurt, Raphael Gross. Neben Vertretern des Landtags nehmen kommunale Verbände teil.

Vorher wird Bouffier Orte und Einrichtungen jüdischen Lebens in Hessen besuchen; vormittags spricht er mit Schülern der Isaak

Emil Lichtigfeld-Schule im Frankfurter Philanthropin. Nach dem Mahnmal am Börneplatz geht es zur Synagoge der Jüdischen Gemeinde Darmstadt.

Der Frankfurter Magistrat lädt um 11 Uhr in die Wandelhalle der Paulskirche ein, an die Opfer des NS-Regimes zu gedenken.

Die Ausstellung Frankfurt-Auschwitz des Fördervereins Roma e.V. öffnet um 12 Uhr im Tiefgeschoss der Paulskirche. dpa/clau

verraten nur die Zweitnamen die jüdische Identität: Valeria Rifka, „die sind von der Mutter meiner Mutter“. Von ihrer ermordeten Großmutter eben. Der erste Name, Anita, kam als Tarnname davor: „Ich bin behütet aufgewachsen“, berichtete Anita Schwarz. Ihr, die heute ein Kürschnergeschäft führt, sei in Kindertagen nicht mehr als das bewusst gewesen: „Ich habe keine Großeltern.“ Auch „wusste ich was von Gaskammern“. Gesprochen aber habe sie als Jugendliche nie davon. „Ich wollte die Demütigungen, die Scham, nicht an mich heranlassen.“

Da war sie also gewachsen, jene „doppelte Mauer“, die in der Veranstaltung mehrfach benannt wurde: „Eltern, die nicht reden, Kinder, die nicht fragen.“ Schon den Tod zu erwähnen, habe ihr Schuldgefühle bereitet. Als sie einmal auf der Straße einen toten Marienkäfer bedauerte, „hat mich meine Mutter weggezogen: Darüber spricht man nicht.“ Nach dieser Erziehung habe sie sich „wie ein Stein“ gefühlt, als ihre Klasse die Gedenkstätte Auschwitz besuchte. Während andere Jugendlichen „meine Mutter befragten“, saß sie „teilnahmslos daneben“.

„Ich glaube nicht an das Ende des Schreckens“, analysierte der Psychotherapeut Kurt Grünberg – all das werde „auch in den nachfolgenden Generationen seinen Ausdruck finden“. Dabei entspannt sich der Um-

gang: Anita Schwarz bestaunt zum Beispiel „die Jugendlichen mit den Eintracht-Schals“ in der Jüdischen Gemeinde – „das hätten wir damals nie machen können“. Sie hört sie singen: „Wir geben Gas!“ und zuckt zusammen: „Das Wort Gas hätten wir nie benutzen können.“ Auch Aviva Goldschmidt, einst Leiterin der Sozialabteilung der Zentralwohlfahrtsstelle und sechsfache Großmutter, konnte dazu Erfahrungen beisteuern: Ihre in Israel lebenden Enkel hätten bei der WM „alle für Deutschland“ gejubelt– „und das in Israel!“

Jubeln für Deutschland

Jakob Horowitz muss damit klar kommen, dass er seine Tochter Pava so früh mit seiner Geschichte belastet hat. Warum, kann er nicht recht erklären. Er wollte aber, „dass meine Kinder in diesem Land bewusst und stolz auftreten“. Dabei sei er selber, der Jahrzehnte als Steinmetz den Frankfurter Jüdischen Friedhof betreute, „hier ein Fremder“ geblieben. Jedenfalls hat er die Tochter „zu einem Nicht-Schweiger gemacht“, beschrieb Pava sich am Ende. Sie fühle sich als „eine sehr bewusste Jüdin“, die die Pflicht empfinde, „entsprechend der sechs Millionen Opfer weiterzuleben“. Ihre eigenen Kinder allerdings habe sie „nicht so stark einbeziehen“ wollen – „die sollten da keine Verantwortung tragen“.



Gemeinsam in Frankfurt: Jakob Horowitz und Tochter Pava. RAFAEL HERLICH

„Das Schwerste ist, wenn man den Verlust merkt, merkt, dass die Alltagskompetenz weg ist“, erklärt Schnurr. Im Supermarkt habe eine Bewohnerin der Villa Lux beim Einkauf mit einem Alltagsbegleiter beispielsweise vergessen, was Brot sei und wo sie es herbekomme. Das plötzliche Unwissen in der Öffentlichkeit habe ihr Angst gemacht. In der WG herrsche aber Sicherheit und Geborgenheit, da niemand ein Verhalten bewerte, sagt Schnurr.

Internet: www.demenz-wg.de; www.villa-lux.de

Hierzu sind Fotos abrufbar unter www.epd-bild.de und Tel.: 069/58098-197

„Kein Ende des Schreckens“

Psychologe: Erinnerung an Holocaust bleibt über Generationen prägend

Frankfurt a.M. (epd). Die Erinnerung an den Holocaust wird nach den Worten des Frankfurter Psychoanalytikers Kurt Grünberg jede Folgegeneration der Überlebenden prägen. „Ich glaube nicht an ein Ende des Schreckens“, sagte der Mitarbeiter des Sigmund-Freud-Instituts und Mitbegründer des Frankfurter „Treffpunkts für Überlebende der Shoah“ zum Abschluss einer internationalen Fachtagung am 26. Januar in Frankfurt am Main. „Wir sind alle unentrinnbar mit der Geschichte verbunden.“ Trotzdem hätten die Überlebenden und ihre Nachkommen ein Recht auf das Leben mit all seinen Facetten.

Auf der Tagung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland offenbarten Überlebende, wie unterschiedlich sie ihre Erfahrungen an ihre Kinder weitergaben, und Vertreterinnen der Kindergeneration sprachen über die Wirkungen. Der in Polen geborene Jakob Horowitz berichtete, dass er seinen Kindern früh von der eigenen Verfolgung und der Ermordung der Verwandten erzählen musste: „Ich stand unter einem inneren Zwang.“ Seine Tochter Pava Raibstein erwiderte, sie habe dies als Kind und Jugendliche als „enorme Belastung“ erfahren: „Ich habe Alpträume gehabt.“

Andererseits habe die Offenheit des Vaters dazu geführt, dass sie bewusst als Jüdin aufgewachsen und bereit gewesen sei, auf öffentlichen Diskussionen zur NS-Geschichte Stellung zu beziehen. Anders als Horowitz berichtete die in Ostgalizien (heute Ukraine) aufgewachsene Aviva G., dass sie erst spät und nur bruchstückhaft ihren dann großen Kindern von der Vergangenheit erzählt habe, um sie und sich selbst vor dem Schrecken zu schützen.

Ähnlich hatte Anita Schwarz als Vertreterin der zweiten Generation von ihrer Mutter nur „bröckchenweise“ etwas von der Vergangenheit erfahren. „Ich wollte auch nichts von der Demütigung und der Scham der Eltern hören“, sagte sie. Als ihre Mutter ihr als Erwachsene erstmals ausführlich von ihrem Ergehen in

Soziales

Gesellschaft

Gesellschaft

Auschwitz erzählte, „habe ich mich wie ein Stein verschlossen und wollte es nicht hören“. Sie habe daraufhin Schuldgefühle gehabt.

Bei der Frage nach der Enkelgeneration äußerte die Überlebende Aviva G. den Wunsch, dass sie eine starke Identität und eine feste Zugehörigkeit zu ihrem Land entwickelten, auch in Deutschland. Raibstein sagte, dass die Kindergeneration die Enkel ermutige, in die Welt hinauszugehen. „Die dritte Generation, die in Deutschland bleibt, wird bewusst als Juden hier leben wollen“, sagte sie.

Die Fachtagung stellte das Thema der Überlebenden im Kindesalter („Child Survivors“) in den Mittelpunkt. Die Konferenz solle für einen Wissensaustausch und eine Vernetzung von Betroffenen und Unterstützern sorgen, sagte Heike von Bassewitz von der Zentralwohlfahrtsstelle. An der Konferenz nahmen rund 120 Gäste aus Deutschland und dem Ausland teil. Sie wurde von der „Aktion Mensch“ und der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ finanziell gefördert.

„Das Konzept des Heilens muss neu überdacht werden“

Psychologin: Die Erfahrung des Holocaust ist „nicht verarbeitbar“

Frankfurt a.M. (epd). Holocaust-Überlebende können nach den Worten der Frankfurter Psychoanalytikerin Karin Gässler von ihrer Traumatisierung nicht geheilt werden. Die Erfahrung einer derart extremen Gefährdung sei „nicht verarbeitbar“, sagte Gässler auf einer internationalen Fachtagung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland zu den Überlebenden im Kindesalter („Child Survivors“) am 24. Januar in Frankfurt am Main. Diese könnten höchstens lernen, mit ihrer Erinnerung so umzugehen, dass ihre Ängste milder würden.

„Das Konzept des Heilens muss neu überdacht werden“, forderte Gässler, die die regelmäßigen Treffen von rund 20 Holocaust-Überlebenden aus ganz Deutschland in Frankfurt betreut. Unter den Überlebenden entwickelten viele Depressionen, Neurosen und Psychosen. Deshalb weigerten sich andere bewusst, sich als Opfer zu bezeichnen, und wollten nicht als psychisch Kranke stigmatisiert werden. Ihr Schweigen über die Vergangenheit habe eine schützende Funktion.

Die 1938 im damals ostgalizischen, heute ukrainischen Boryslaw geborene Frankfurterin Aviva G. bestätigte die Beschreibung Gässlers. „Ich habe viele Jahre geschwiegen, um mich und meine Kinder vor dem schrecklichen Geschehen zu schützen“, sagte die ehemalige Sozialreferentin. Alle ihre jüdischen Familienangehörigen seien bis auf ihre Mutter und eine Schwester unter der deutschen Besatzung umgebracht worden. Sie habe im Alter von drei

bis sechs Jahre gemeinsam mit ihrer Mutter nur durch ständiges Verstecken überlebt.

„Ich fühle mich nicht als Opfer und habe in Deutschland ein normales Leben geführt“, erzählte G. Auf der Konferenz habe sie zum ersten Mal öffentlich über ihr Schicksal gesprochen. Es gebe keine verallgemeinerbaren Erfahrungen und Diagnosen von Überlebenden, ergänzte Gässler. Inzwischen seien in Deutschland mehrere Treffpunkte von Überlebenden im Kindesalter entstanden, die sich dort über ihre Ängste, Alpträume und Altersbeschwerden austauschten, so auch in Berlin, Hannover, Wiesbaden, Magdeburg und Recklinghausen.

Die Fachtagung stelle das Thema „Child Survivors“ in den Mittelpunkt, weil es in der Wissenschaft recht neu sei, sagte Heike von Bassewitz von der Zentralwohlfahrtsstelle. Die Konferenz solle für einen Wissensaustausch und eine Vernetzung von Betroffenen und Unterstützern sorgen. An der Tagung, die bis am 26. Januar zu Ende ging, nehmen rund 120 Gäste aus Deutschland und dem Ausland teil. Sie wird von der „Aktion Mensch“ und der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ finanziell gefördert.

Auschwitz-Überlebender spricht im „Triangelis-Forum“

Eltville (epd). Ein Zeitzeuge des Holocausts ist am 3. Februar im „Triangelis-Forum“ in Eltville im Rheingau zu hören. Der 83-jährige Auschwitz-Überlebende Franz Rosenbach aus Nürnberg werde seine Lebensgeschichte erzählen, teilte die Evangelische Kirchengemeinde Triangelis am 24. Januar in Eltville mit.

Der aus der damaligen Tschechoslowakei stammende Sinti Rosenbach sei als „Zigeuner“ bezeichnet und unter anderem auch in die Konzentrationslager Buchenwald und Mittelbau-Dora deportiert worden. Das „Triangelis-Forum“ der evangelischen Kirchengemeinde Eltville findet am 3. Februar um 19.30 Uhr in der Johanneskirche Erbach, Eltviller Landstraße 20, in Eltville-Erbach statt.

Internet: www.triangelis.de

Sinti und Roma kritisieren hessische Bildungsstandards

Darmstadt (epd). Der hessische Landesverband Deutscher Sinti und Roma hat die neuen Bildungsstandards für die hessischen Schulen kritisiert. Die Vorschriften, die nach dem Gesetzentwurf der Landesregierung künftig die Lehrpläne ablösen sollen, diskriminierten im Geschichtsunterricht die Sinti und Roma, protestierte der Landesvorsitzende Adam Strauß am 25. Januar in Darmstadt. Für die Epoche „Neueste Zeit“ sei als prüfungsrelevantes Thema



Die vergessene Generation: Kinder, die der Shoah entkamen

Von Lilith Becker
25.01. 2011

Gerade noch hatte David Pelcovitz von zwei Rabbis auf dem Weg zu ihrer Exekution erzählt. Eine Parabel, die verdeutlichen sollte, dass vieles eine Frage der Einstellung sein kann. Der eine Rabbi sagt zum anderen: "Ich kann das einfach nicht verstehen, dass sie uns hinrichten wie Kriminelle." Der andere antwortet seinem aufgeregten Glaubensbruder: "Eines Tages wirst du dankbar für das gute Wetter sein." Pelcovitz sagt, unsere Gedanken entscheiden darüber, wie wir mit einer Situation fertig werden, wie wir Geschehenes verarbeiten.

Dann hatte sich eine kleine weißhaarige Frau erhoben, die auf jiddisch dem Publikum ihre Geschichte vortrug; wie sie als kleines Kind arbeiten musste, von der Mutter getrennt, mit kurz geschorenen Haaren. Sie kam aus Auschwitz heraus, während sie andere auf ihrem letzten Weg ins Krematorium sah. Tag und Nacht hätten dort die Schornsteine geraucht, sagt sie. Im großen Konferenzsaal der jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main steht sie auf weichem Teppichboden, zittert, das Mikrofon wirbelt in ihrer Hand durch die Luft, um Worten Nachdruck zu verleihen, die keines Nachdrucks bedürfen.

David Pelcovitz ist Traumatologe, Mediziner und Psychologe aus den USA. Er ist Referent auf der Konferenz der Zentralen Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST), die sich in diesem Jahr den "Child Survivors" widmet. Child Survivor, das sind diejenigen, die den Holocaust als Kinder miterlebt haben. Sie sind die Überlebenden der Konzentrationslager, Überlebende des systematisch geplanten Massenmords, geflüchtet vor der deutschen Besatzung; sie sind den Verfolgern entkommen. Und müssten sie nicht heute darüber glücklich sein?

Als Kinder entwurzelt, alleingelassen, geflohen, deportiert

"Viele der Child Survivor haben starke Probleme, die mit ihrer Identität zu tun haben", sagt Noemi Staszewski. Sie leitet den Treffpunkt für Überlebende der Shoah und ihrer Familien in Frankfurt am Main. "Die meisten der jüngeren Überlebenden können sich weder an die realen Erlebnisse erinnern, die sie hatten, weil sie zu jung waren, noch haben sie Informationen über ihre Herkunft."

Viele der Sozialarbeiter, die in den jüdischen Gemeinden in Deutschland mit Überlebenden arbeiten, hätten das beobachtet, sagt Noemi Staszewski: dass die "Jüngeren" auf ihre ganz eigene Art und Weise traumatisiert seien. Als Kinder entwurzelt, alleingelassen, geflohen, deportiert. In der Nachkriegszeit wurden sie zwar häufig zu Erwachsenen, die Familien gründeten, eine Ausbildung machten, sich neu niederließen und ihren Weg gingen. Doch jetzt, wo sie älter würden, zwischen 70 und 80 Jahren alt seien, hole die Vergangenheit viele von ihnen ein.

Die größte Gruppe der in Deutschland lebenden Child Survivor kommt aus der ehemaligen Sowjetunion. Sie fühlten sich nicht akzeptiert, fühlten sich abgewiesen von einem Land, das die Heimat ihrer Eltern war, in dem ihren Eltern die Heimat genommen wurde, erklärt Noemi Stazweski. "Es war eine bewusste politische Entscheidung, diese Menschen nach Deutschland einzuladen." Doch als die Überlebenden kamen, sei entweder ihre Ausbildung nicht anerkannt worden, da sie aus einem kaputten System kamen, oder sie seien bereits zu alt gewesen, um in die Arbeitswelt integriert zu werden.

Das Klacken der Gestapo-Stiefel im Hof

Viele dieser Eingewanderten lebten von Grundhilfe, sagt Stazweski. Sie kämen in die Beratungsstellen der jüdischen Gemeinden, weil sie Hilfe bei dem Beschaffen von Papieren bräuchten oder bei der Suche nach ihren Vorfahren. Und wenn es um organisatorische Dinge gehe, könnten die Sozialarbeiter auch helfen. Doch vor den sich häufenden Zusammenbrüchen, die sie in ihren Sprechstunden erleben, stehen sie bisher noch einigermaßen ratlos.

Deswegen hat die ZWST die Konferenz einberufen. Die Mitarbeiter wollen wissen, wie sie den von Ängsten geplagten Überlebenden helfen können. "Deutschland hat diesen Menschen die Möglichkeit gegeben einzuwandern", sagt Noemi Stazweski. Und deshalb sei es jetzt auch Deutschlands Pflicht, dieser vergessenen Generation zu helfen und ihnen ein würdiges Altwerden zu ermöglichen.

Der Gerontologe Andreas Kruse aus Heidelberg erklärt die Zusammenbrüche mit Posttraumatischen Belastungsstörungen. Schreckliche Erlebnisse in der Kindheit kämen im Alter häufig wieder hoch, da das Kurzzeitgedächtnis schwinde, die Bilder der Kindheit würden wieder präsent. Die Schritte im Hof könnten dann an das Klacken der Gestapo-Stiefel erinnern, ein Zeichen dafür, sich zu verstecken. "Posttraumatische Reifung" nennt Kruse das. Wer vorher mit seinem Alltag gut zurecht kam, sieht sich jetzt wieder alten Ängsten ausgeliefert.

Der Schlüssel: Die Sprachlosigkeit der Opfer überwinden

In einer Studie hat Kruse 248 Überlebende des Holocaust zu ihrer Identität befragt und dazu, wie sie sich heute fühlen. "Neben der Verarbeitung des eigenen Leids streben die Menschen in den öffentlichen Raum", hat Kruse herausgefunden. Die Überlebenden wollten, dass ihr Leid anerkannt wird, dass gesehen werde, was sie in ihrem Leben geleistet haben, nachdem sie der Shoah entkamen. Sie wollten Mitverantwortung tragen, ihre Geschichte erzählen, ihre Erlebnisse an die nachfolgenden Generationen weitergeben.

Die schlimmen Erlebnisse weitergeben, darüber sprechen, was ihnen Schlimmes und auch Gutes widerfahren ist, an so etwas denkt auch Noemi Stazweski für ihren Treffpunkt für Überlebende. Im Kleinen gäbe es schon Gruppen, doch die Betreuungsangebote müssten in Deutschland insgesamt besser werden, sagt sie. Die Überlebenden seien im Übergang alt zu werden, in Pflegeheime zu kommen. Bevor es so weit sei, müsse man Angebote für die Child Survivor haben, müsse man Pflegepersonal, Sozialarbeiter und Psychologen darauf vorbereiten, welche Päckchen diese Menschen tragen.

Und wie sollen die Sozialarbeiter reagieren, wenn Überlebende ihnen ihre Geschichte erzählen, fragt eine Frau aus dem Publikum? David Pelcovitz empfiehlt, den Überlebenden zunächst einfach nur zu zuhören. Die Erinnerungen der Vergangenheit reichten in die Gegenwart hinein und beeinflussten sie. "Die Menschen müssen dem Monster einen Namen geben", sagt Pelcovitz. Der Schlüssel sei, die Sprachlosigkeit zu überwinden. Und als die kleine weißhaarige Frau ihre Geschichte erzählt hat, von Auschwitz, von der harten Arbeit und den rauchenden Schornsteinen,

als sie sich zitternd wieder setzt, da bedankt er sich bei ihr: "Danke, dass du deine Geschichte mit uns geteilt hast."

Lilith Becker arbeitet als freie Journalistin für Hörfunk, Fernsehen und Print in Frankfurt am Main und in Essen.

<http://www.evangelisch.de/themen/gesellschaft/die-vergessene-generation-kinder-die-der-shoah-entkamen32407>